

Ist es ein Vorteil, manche Ereignisse zu vergessen, Frau Höhl?

„Unter 4 Augen“ mit Dommuseums-Chefin Claudia Höhl: Wie wertvoll sind unsere Erinnerungen?

Als Direktorin des Dommuseums und Domkustodin ist Claudia Höhl täglich mit Vergangenheit und Erinnerungen beschäftigt – aber auch genauso sehr mit ihren Auswirkungen auf die Gegenwart.

Frau Höhl, was ist Ihre liebste Erinnerung?

Ich denke, das sind die Situationen nach der Geburt unserer beiden Kinder. Wenn man das Kind im Arm hat und der Ehemann dabei ist: Das gehört zu den schönsten Erinnerungen. Aber es gibt so viele andere, zum Beispiel die Hochzeit.

Manche Erlebnisse würde man wiederum am liebsten aus dem Gedächtnis streichen. Kann das Verdrängen manchmal eine gute Lösung sein – quasi als Seelenhygiene?

Ja, denn man kann ja nicht alles, was man im Leben falsch gemacht hat, ungeschehen machen. Zum Beispiel eine unbedachte Äußerung, die man bereut hat, für die man sich aber nicht mehr entschuldigen konnte. Und dann, denke ich, ist es schon ein guter Automatismus, dass man das in gewisser Weise verdrängt. Wir können nicht alle Fehler beständig wälzen und die Erinnerungen dominant werden lassen.

Für die Einzelne oder den Einzelnen mag es eine Hilfe sein, doch wie sieht es mit Blick auf die Gesellschaft als Ganzes aus?

Auch da arbeiten wir mit ähnlichen Mechanismen. Es gibt natürlich diese ganz wichtigen kollektiven Erinnerungsstrukturen. Nicht umsonst sprechen wir von Gedächtnisorten, zum Beispiel an den Holocaust, wo wir ganz bewusst eine Erinnerungskultur auch an negative Dinge pflegen. Auf der anderen Seite betreiben wir natürlich auch Verdrängung.

Ist es denn ein Vorteil, manche Ereignisse zu vergessen?

Ich glaube, es liegt in der Natur des Menschen, dass wir immer wollen, dass die positiven Erinnerungen überwiegen. Wir versuchen eher, positive Dinge im Bewusstsein zu behalten. Ein Beispiel: Uwe Seeler. Da haben wir natürlich eine positive Figur. Und da spielt die Frage, ob der Fußball in den 60er Jahren tatsächlich so viel besser war als heute, keine Rolle. Wir brauchen dieses Positive auch ganz dringend, weil Erinnerung immer etwas mit Zukunftsperspektive zu tun hat. Wenn wir nur auf

Zur Person

Claudia Höhl ist Jahrgang 1959 und gebürtige Rheinländerin. In Bonn und Berlin hat sie Kunstgeschichte, mittelalterliche Geschichte, christliche und klassische Archäologie studiert. Seit der Jahrtausendwende ist sie am Dommuseum, zunächst als wissenschaftliche Mitarbeiterin, seit 2015 als Direktorin. Höhl ist Honorarprofessorin an der Hildesheimer Universität und hat einen Lehrauftrag an der HAWK.



„Wir können nicht alle Fehler beständig wälzen“, Claudia Höhl, die Direktorin des Hildesheimer Dommuseums.

FOTO: CHRIS GOSSMANN



unserer eigenen Erinnerung ja auch.

Wie meinen Sie das?

Ich erlebe immer wieder, wenn man mit Leuten über die Schulzeit spricht, dass Erlebnisse wie die Abschlussfahrt nach Griechenland immer noch schöner werden.

Kommen wir zurück zum Erinnerungs-ort Museum. Bei Ihrer Antrittsvorlesung als Honorarprofessorin der Uni haben Sie sehr konkret gefordert, die Museen müssten politischer werden.

Wenn wir uns die Schulcurricula anschauen, bei denen diese gesellschaftlichen Fragen immer mehr ins Abseits geraten, passt das nicht zusammen mit dem, was von politischer Seite gefordert wird. Auch beim Stichwort Ukraine-Konflikt: Jetzt sind im Moment ausnahmsweise Historiker und Osteuropa-Spezialisten wieder gefragt, um sich Dinge zu erschließen und zu erklären. Aber solches Referenzwissen breiter zu vermitteln, spielt eigentlich eine immer geringere Rolle. So, wie Erinnerung gesellschaftlich eine immer geringere Rolle spielt – vielleicht der Holocaust ausgenommen. Geschichte ist nicht mehr wichtig. Das halte ich für nicht gut. Insofern müssen Kultur-einrichtungen lauter werden und auf Defizite hinweisen.

Auf der anderen Seite finden wir in der Geschichte viele Beispiele, wo bewusst versucht wurde, die Erinnerung der Menschen zu manipulieren. Beschäftigt Sie das in Ihrem Beruf viel: Herauszu-finden, was wirklich passiert ist?

Damit haben wir natürlich immer zu tun. Aber nicht jeder Versuch von Einflussnahme ist etwas Negatives.

Ich denke etwa an Objekte im Dommuseum, die Bischof Bernward zugeschrieben worden sind, obwohl sie vom Material her gar nicht aus seiner Zeit stammen können.

Auch das ist nicht unbedingt in böser Absicht erfolgt. Man hat zum Beispiel in St. Michael alles, was gut und teuer war, mit Bernward verknüpft – selbst wenn es erst 200 Jahre später gemacht worden ist. Da ging es eben darum, diese super-tolle Person Bernward noch mehr zu pushen, indem man ihm noch mehr super-tolle Kunstwerke andichtet.

Ein Supersuperheld.

Genau. Das machen wir zum Teil mit

gen umzugehen. Überhaupt: Sich selber einordnen zu können – warum denken wir so, wie wir das tun?

In früheren Jahrhunderten, als noch wenige Menschen schreiben konnten, wurden Erinnerungen von Mund zu Mund und von Generation zu Generation weitergetragen. Heute hält das Internet jeden Pups für die Ewigkeit fest. Ist das ein Fortschritt?

Erstmal ist die Frage, ob das wirklich so funktioniert. Auch im Internet verschwinden ganz viele Dinge, und wir sind natürlich auf Energie angewiesen, um das überhaupt abrufen zu können. Wenn wir keinen Strom mehr hätten, wäre nix mit Internet und nix mit Erinnerung. Ansonsten ist es wie mit allen Dingen: Die digitalen Techniken bieten viele Chancen, auch was die Erinnerungspflege angeht. Das vielleicht größte Risiko ist, dass es zu viel gibt. Und dass die Menschen gar nicht mehr die Fähigkeit entwickeln können, zu bewerten, welche Informationen sie da bekommen. Und nicht mehr differenzieren können: Wo befinde ich mich in der Wirklichkeit und wo in einer kreierten Wirklichkeit, die auch sehr manipulativ sein kann.

Dem gegenüber sind Museen eine Art Gegenentwurf – etwas Handfestes.

Ja, etwas sehr Handfestes. Und natürlich diskutieren auch wir immer die Frage, wie sich die Deutung von Objekten verändert. Nehmen wir noch einmal Bernward: Wir stellen dann ein Objekt zwar im Bernward-Kontext aus, machen aber deutlich, dass es nicht von Bernward ist. Das heißt, wir stellen es nicht als Fake aus, sondern sagen: Wir können unterscheiden. Zu diesem Unterscheiden zu befähigen, halte ich für eine ganz grundsätzliche Aufgabe – nicht nur von Museen, sondern von allen Bildungseinrichtungen. Noch einmal zum Internet: Sie können beispielsweise von jeder Person diskreditierende Bilder erstellen, ohne dass man das so einfach nachweisen kann. Die Instrumente, die man braucht, um wirklich zu differenzieren, sind aufwendiger geworden.

Vielleicht ist das Bedürfnis, zu differenzieren, gar nicht mehr so groß?

Das wird aber irgendwann gefährlich. Wenn ich die Wirklichkeit in ihrer Komplexität gar nicht mehr wahrnehmen will und dann aber zum Beispiel bei einer Wahl politische Entscheidungen treffe, halte ich das für eine sehr kritische Entwicklung.

Interview: Ralf Neite



HAZ-Kulturredakteur Ralf Neite im Gespräch mit Claudia Höhl, der Chefin des Dommuseums. FOTO: WERNER KAISER

mentanten eines intellektuellen Standes, die auch zu politischen Dingen befragt wurden. So etwas gibt es heute eigentlich nicht mehr. Hier im Museum hatten wir einen sehr netten jungen Mann, der als Schüler ein Praktikum gemacht hat. Bei der Berufsberatung hat er gesagt, er möchte Geschichte studieren. Da ist ihm geantwortet worden: „Suchen Sie sich etwas Vernünftiges, so etwas braucht keiner.“

Wie kommt das?

Ich denke, das hängt vielleicht auch mit der beschleunigten technischen Entwicklung zusammen: Das Gefühl, es geht alles ganz schnell und es geht immer vorwärts – deswegen brauchen wir das Alte nicht mehr.

Wofür brauchen wir es aber?

Wir brauchen es, um uns selber zu relativieren. Diese Fokussierung auf unser Hier und Jetzt und eine ganz glorreiche Zukunft wird ja zur Zeit schon mächtig relativiert. Wenn wir uns aber selber absolut gesetzt haben und nicht schauen, welche Probleme es auch früher schon gab und wie den Menschen damit umgegangen sind, haben wir immer größere Probleme, mit den aktuellen Herausforderun-

gen kommt es, dass wir uns an manche Erlebnisse lebhaft erinnern, während anderes komplett aus dem Gedächtnis gestrichen ist? Wie sehr können wir unseren Erinnerungen vertrauen – und wie wirken sie sich auf unser Verhalten heute aus? Diese Fragen treiben

Ralf Neite immer wieder um. Als Kind war die Archäologie sein Traumberuf, statt dessen wurde ein Kulturjournalist aus ihm.